

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 10

Artikel: Italienische Landschaften
Autor: Job, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Italienische Landschaften.

Von Dr. Jakob Job, Neapel.

1. Besuchgänge.

Über der Stadt Neapel hält der Vesuv Tag um Tag unentwegt seine rauchende Fahne. Nachts erglüht sie rot im Widerschein der Feuer des Kraters. Ich kann es nicht fassen, wie man an dem Berg vorbei gehen kann, seiner nicht achtend. Ist er nicht etwas Einmaliges, etwas Unerhörtes allen Nordlandskindern? Ein Dämon, der nicht nur die Stadt beherrscht, der auch jeden an sich zieht.

Ich bin zu allen Zeiten und auf allen Wegen oben gewesen, zu Fuß und mit der Bahn, im Sommer und im Winter, bei Tag und bei Nacht. Kein anderer Berg ist wie er. Immer zeigt er ein neues Gesicht, immer ist etwas nicht mehr, wie es war. Kraterwände sind eingestürzt, neue aufgetürmt, frische Lavaströme färben den Kegel tiefschwarz, neue Rauchlöcher haben sich aufgetan.

Am unbergeflächsten bleibt mir mein erster Besuch in einer klaren, lauen Sommernacht. Wir stiegen von Resina aus zu Fuß auf der Fahrstraße, die zum Observatorium führt, den Berg hinan, der seit einigen Tagen sich in vermehrter Tätigkeit zeigte. Der Weg war erfüllt vom frohen Jauchzen junger Wanderer. Unsichtbare Blütenbäume umdufteten uns. Es war ein gutes Steigen in der blauen Nacht der Sterne. Auf halber Höhe, wo die Straße sich verliert, machten wir Halt und nahmen in der kleinen Wirtschaft neben dem Observatorium einen mitternächtlichen Trunk.

Dann stiegen wir rüstig weiter bergan, im Zickzack steil aufwärts den Aschenkegel empor. Man ging wie im Schnee der Schweizerberge, so sanken die Füße ein in tiefen, feinen Sand.

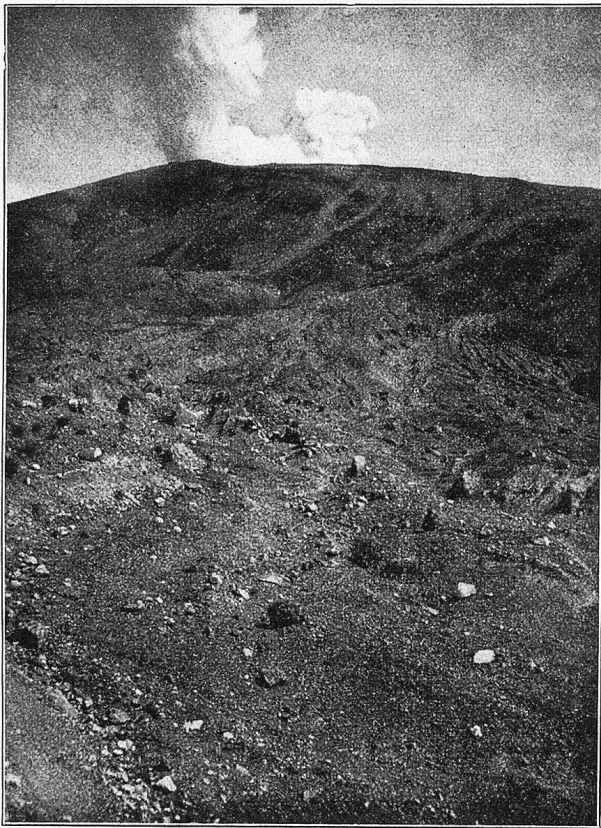
Weit unter uns leuchtete ein Meer von Lichtern: die Stadt. Rings um den Golf zog sich ein Kranz schimmernder Sterne.

Noch begann der Morgen nicht zu tagen, als wir am Kraterrande ankamen. Schon lange hatten wir das Donnern des Berges gehört, aber jede Vorstellung, die ich mir dabei von dem Vulkan gemacht hatte, war unzulänglich. Was wir sahen, das war eine schwarze Tiefe, unerforschlich und unergründlich. Und ihrer Dunkelheit entstieg ein Donnern wie das Krachen von Feldgeschützen, Schlag um Schlag in kurzen Zwischenräumen, erschütternd, erbebend. Man glaubte, den Boden unter den Füßen zu verlieren, ihn einsinken zu spüren. Und das Geschehen war doppelt unfasslich in dieser schwarzen Gebundenheit. Mit jedem Schlag quoll eine Rauchsäule auf, in dichten Massen, wuchtig geballt, wie von eines Riesen Hand hoch in die Luft gestoßen, oft rot leuchtend erhellt von den verborgenen Feuern in der Erde Schoß. Innerlich und äußerlich fröstelnd standen wir vor dem Unbekannten, das uns erschauern ließ. Hat der Berg sich auf? Wohnte das Feuer der Unterwelt uns entgegen? Standen wir am Höllenschlund?

Da lichtete sich im Osten der Himmel, heller Schein überfloss ihn, Wolkenstreifen erglühten rosig. Höher und höher stieg die Klärung. Die Lichter des Tales erloschen. Bergrücken hoben sich dunkel vom erhellten Firmamente ab, und über ihnen stieg groß, leuchtend und gültig die Sonne auf. Wie ein Sieger aus dem Kampf der Mächte, so hob sie sich strahlend empor; Nacht und Dunkelheit erstarben. Nie habe ich ihren Aufgang mächtiger, erschütternder und er-

lösender gesehen als hier am Rande des donnernden und rauchenden Berges.

Was in der Nacht ein Unbegreifliches und Unfaßliches gewesen war, das wurde nun im Lichte des jungen Tages zum mindesten übersehbar. In weitem Umkreis von wohl einer



Vesuv in vermehrter Tätigkeit (Aschenfegel).

Stunde zog sich der steile, scharfkantig abfallende Kraterwand um einen Kessel von hundert bis hundertfünfzig Meter Tiefe. Drunten lag schwarz, zerklüftet der Lavaboden. An einzelnen Stellen schimmerte er, von gelbem Schwefel überlaufen. Und in der Mitte des Kessels stieg steil ein spitzer Kegel an, der eigentliche tätige Vulkan. In seinem Innern brodelte und kochte es, und jede halbe Minute ertönte das Donnern, das uns den Atem anhalten ließ, und dem ein riesiger Auspuff von Rauch folgte. Eine ungeheure Wolke entstieg wirbelnd dem Schlund, weiß, gelblich, rötlich, dunkel; immer wechselnd quoll sie heraus, als ob sie den Kessel zersprengen wollte, stieg kerzengerade in die Höhe, zerteilte sich und stand breitschirmig wie eine Pinie über dem Berg. Und mit der Wolke wirbelten glühende Lavafetzen empor und flogen in weitem Bogen in den Krater nieder, wo sie wie große

Bluttropfen auf dem dunkeln Grund lagen. Mit ihnen zusammen prasselte nach allen Seiten ein Hagel von Steinen nieder.

Ein paar Stunden saßen wir am Kraterwand, und unsere Augen umfingen das gewaltige Geschehen ungeahnter Größe, Erhabenheit und Schrecklichkeit. Immer weiter tobte es im Innern, immer wieder überquoll der Kegel von hinausgepreßten Wolkenballen. Und wie wir uns zum Abstieg bereit machten und uns wendeten, erscholl in unserem Rücken ein Donnern, das uns erzittern ließ. Aus dem Schlunde schlugen mächtige Flammen empor. Es war, als ob der Berg bersten müßte. Aber er blieb fest; seine Wände hielten stand, nur in seinem Innern kochte er übermächtig. Er war ein Riese, dem das Herz zerspringen wollte; aber mochte es toben, wie es wollte, sein Äußeres blieb hart und zitterte nicht. Wir fröstelten in ehrfurchtsvollem Schauern.

Und wie erlöst glitten unsere Augen über die morgenhelle Landschaft am Fuße des Berges. Welch eine Schau! Uns im Rücken der tobende Berg, vor uns leuchtendes Land und schimmerndes Meer. Durch einen feinen Dunstschleier grüßte die Stadt, weiß und hell, grüßten die grünen Höhen und der weiten fruchtbaren Ebene gesegnetes Land. Es war ein unfaßlicher, sinnverwirrender Gegensatz, dieses „sich eingeklemmt fühlen zwischen Gott und Satan“. (Goethe.) Einen Blick noch gaben wir dem kochenden Kraterschlund, bevor wir abwärts stiegen, dem leuchtenden Meere entgegen.

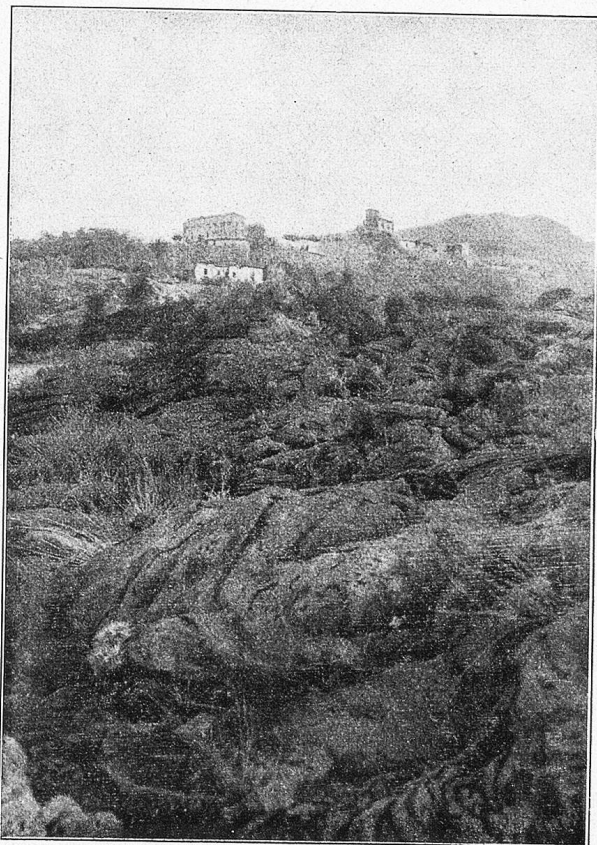
Dann war ich wieder auf dem Berg an einem milden Herbsttag. Er war stiller geworden, sein Krachen und Toben erstorben. Wir waren ohne Weg durch die Lavahänge hinaufgestiegen, durch in ihrem Lauf erstarrte, merkwürdig geformte schwarze Massen, in bizarrsten Formen, bald Tieren, bald aufgerollten Schiffstauen gleichend. Zwischen ihnen wuchs karges Gras, stand hie und da ein Ginsterbusch. Der Blick in den Krater zeigte ein völlig verändertes Bild. Der Mund des Vulkans stand weit offen, eine mächtige Rauchsäule entströmte ihm und stieg gemächlich in die Höhe. Der Berg war wie ein Tier, das sich ausgetobt hat und nun schlaff daliegt mit leisgehendem Atem.

Wir stiegen die Wand hinunter und liefen über den Kraterboden. Von oben hatte er ganz eben geschienen, in Wirklichkeit stieg er gegen die Öffnung hin merklich an. Unter unseren Füßen knirschte die Lava, spitze Krusten zerbröckelten,

gelbe Schwefeldrusen wurden zu starkriechendem Staub. Da und dort strömten aus Spalten heiße, stechende Dämpfe auf. Der eigentliche Auswurfskegel, der „cono“ stieg steil auf, rechts hatte sich die ausgeworfene Lava zu einer scharfen, hohen Spitze aufgetürmt. Wir drangen bis an den Schlund vor. Der Führer (ach, die Beschwörer!) hatte uns eine Beschreibung von dessen Innern gemacht, die eines Dante würdig gewesen wäre. Alle Schrecken der Hölle hatte er uns vorgemalt. Aber diese Hölle war still und ohne Schrecken. Am Rande stehend, schauten wir in die dampfende Tiefe. Weißer Rauch quoll auf; hie und da leuchtete aus ihm ein feuriges Lavastück, wirbelten ein paar Steine empor, aber alles fiel in den grauen, undurchdringbaren Schlund zurück. Umsonst versuchten unsere Augen, in die Tiefe zu spähen; der Rauch drang stechend in sie und die Nase, so daß wir gerne uns in reine Lüfte zurück retteten.

Und wieder war ich oben am letzten Tage des Jahres, diesmal mit einem südenbegeisterten Engländer. Wir waren mit der Bahn hinaufgefahren, um oben möglichst viel Zeit zu haben. Wie verändert war der Blick ins Innere in den wenigen Wochen! Die steile Lavaspitze am Regal war verschwunden, wohl eingestürzt, er selbst auf allen Seiten von tiefschwarzen Flächen überzogen, den Lavagüssen, die in den letzten Tagen niedergegangen waren. Der Vulkan stand wieder in Tätigkeit, nicht so stark und mächtig wie damals im Sommer, aber stärker als im Herbst. Dennoch wollten wir es wagen, zum Schlunde vorzudringen. Wie konnte mein Begleiter nach England zurückfahren, ohne den Blick in den Höllenrachen mitzunehmen? Wir kamen denn auch unbeschädigt am Fuße des Kegels an, und unser Führer suchte die ungefährlichste Stelle zum Aufstieg. Freilich ging nach allen Seiten ein Steinhaagel nieder, aber wir fanden doch eine Stelle, an die sie nur vereinzelt hinfielen, so daß man ihnen einigermaßen ausweichen konnte. Und als meinem Begleiter dennoch einer an die Hand flog und sie etwas blutig schlug, so war das eigentlich ein Gefallen, den ihm der Berg erwiesen hatte. Er war bei der Herreise über den Kanal geflogen, aber die Eindrücke bei diesem Fluge seien nicht im mindesten zu vergleichen mit diesem Aufstieg auf den Regal, dem Blick in den Kraterschlund, dem Steinhaagel und den Lavaauswürfen, erklärte er mir nachher. Und mit dem größten Vergnügen befriedigte er den Führer, der aus der Sache Kapital schlug und

dafür, „daß er ihn vor dem Tode gerettet hätte“, seine Trinkgeldansprüche merklich zudringlicher formulierte. Eine weiße Binde um die Hand, das begeisterungsfrohe Herz voll Befriedigung, folgte er mir beim Abstieg über den Aschenkegel hinab in tollen Sprüngen.



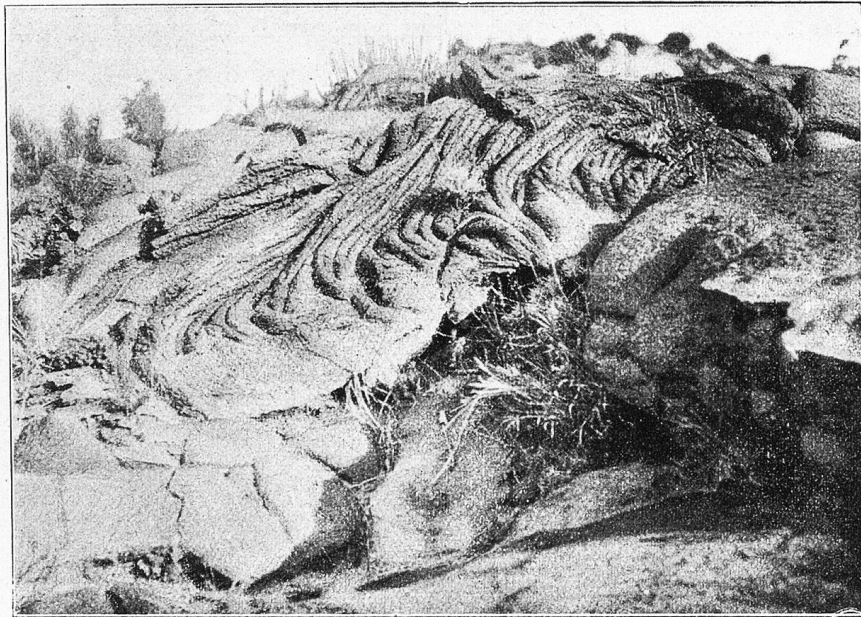
Lavaabhang beim Observatorium.

Ich war noch öfters oben, immer wieder zeigte sich dieser faszinierende Berg in neuer Gestalt. Sein ewiges, nie ersterbendes inneres Leben zwingt auch sein Äußeres, sich immer wieder neu zu formen.

Staunend schau ich zu ihm auf, dem wunderbaren, dem schrecklichen Berg, der das Herz höher schlagen und stocken läßt, dem beides gegeben ist: höchstes Leben und tiefstes Verderben. Ich staune ihn an, aber ich zittere vor dem Tag, da seine hoch erhobene Fackel sich senken wird. Aber noch hält er sich unentwegt über Stadt und Golf.

2. Kap Misenum.

Steil und schroff, mit jäh abfallenden Felswänden, steigt der Berg aus dem Meere auf, eine einsame Insel, nur auf einer Seite durch eine schmale Sandanlagerung mit dem Fest-



Erstarrte Lava am Abhang.

lande, das wiederum nur eine Halbinsel ist, verbunden. Auf drei Seiten stürmen unablässig die Wogen gegen die Wände, und seltsame Höhlen und wunderliche Auswaschungen zeugen von ihrer Arbeit. In steilem Winkel türmen die Luffmassen sich auf, nicht zu einem Gipfel, sondern zu einem Plateau, so daß der Berg wie horizontal abgeschnitten erscheint, die typische Form erloschener Vulkane. Das sagengläubige Volk des Altertums sah in ihm einen riesigen Grabhügel, und Virgil gab dieser Vorstellung Festigung, als er den Berg zum Grabmal des Trompeters Misenus, des Gefährten des Aeneas machte:

Aber der fromme Aeneas erbaut ein mächtiges Grabmal
Und legt Waffen des Manns und Ruder darauf und
Drommete,

Hart an dem luftigen Berg, der jetzt Misenus nach jenem
Heißt und den ehrenden Namen bewahrt bis auf ewige
Zeiten.

Freilich war dieser Misenos bei den Griechen ein Gefährte des Odysseus auf seinen Irrfahrten gewesen, Virgil und die ihm nachfolgenden Dichter haben einen Troer aus ihm werden lassen.

Jetzt ist der Berg ein stiller Ort. Die römischen Villen, die seinen Hang bedeckten, sind verschwunden, Weinreben und Frucht bäume wuchern an seinen landwärts gerichteten Abhängen, von breiten Pinien überschattet. Da und dort steht, im Laube versteckt, ein einsames Bauernhaus. So oft ich oben war, fand ich mich immer allein, kein anderer Mensch war da, nur ein Hund aus

dem Dorfe Miseno begleitete mich jedesmal beim Aufstieg und verließ mich nicht wieder bis am Abend, wo er nach dem Abstieg plötzlich zwischen den Häusern des Dorfes verschwand, so wie er aufgetaucht war.

Oben auf der Kuppe öffnet sich ein herrlicher Blick. Man steht auf dem äußersten Punkte des Festlandes, das schon fast keines mehr ist, so weit ragt es ins Meer hinaus, und schaut hinein in ein weitverzweigtes Gewirr von Buchten, Meeren, Haf en, Landzungen, Halbinseln, Inseln, von Land- und Meerengen, von Seen und Vorgebirgen. Es ist ein im-

mer wechselndes Bild von Land und Wasser, von steilen Höhen und engen Tälern.

Da liegt uns zu Füßen der Hafen von Miseno, selbst wieder geteilt durch den vorspringenden Felsen, auf dem das Dorf liegt und abgetrennt durch einen Steindamm von dem Mare morto, dem Kriegshafen des Augustus, dieser wiederum geschieden vom Meere durch einen schmalen, sandigen Isthmus. Nördlich vom Hafen die sanft ansteigenden Höhen des Vorgebirges von Baccoli, das mit einem langgezogenen, moloartigen Ausläufer weit nach Osten ins Meer hinaus ragt. Links davon, steil aufstrebend der Monte de Salvaticchi, durch ein tiefes Tal getrennt vom westlichen Monte di Procida, der im Süden hart ins Meer abfällt. Diesem Absturz gegenüber die flache, dunkle Insel Procida, und hinter ihr, sie steil überragend, silbern flimmernd Ischia mit der hohen Pyramide des Monte Epomeo, der mich immer wieder an unsere Bierwaldstätterberge erinnert.

Im Osten liegt der sonnebeschienene Golf von Neapel, begrenzt von den vulkanischen Erhebungen der flegräischen Felder, des Vesuv, der Sorrentiner Halbinsel, hell schimmernd an der Berge Füße die Städte, Baia, Pozzuoli, Neapel, der Dörferfranz am Vesuv, dann Castellamare und Sorrent. Und außen im Meere Capri, schlank und zweigetürmt.

Dies alles zu erblicken von dieser einsamen Kuppe aus, durch ein Gewirr von Ästen von Wein- und Efeuranken, von alten, mächtigen

Eichen, auf dem Gemäuer irgend einer römischen Villa sitzend, ist von einem unvergleichlichen und unverwischbaren Eindruck. Ist man vielleicht doch der einsame Wächter auf dem Grabhügel des tubagewaltigen Misenus? Hört man nicht durch das Wellenrauschen seine Trompete klingen?

Ein Blick aber auf das Gemäuer, auf dem wir sitzen, führt uns in eine spätere Zeit, die des gewaltigen und gewalttätigen Liberius, der am Hang seine Villa besaß, wie auf Capri, und der hier seinen Erstickungstod fand. Wie ich zum erstenmal auf dem Berg war, tauchte plötzlich, wie aus alten Zeiten, eine Schulerinnerung in mir auf. Hatten wir nicht einst ein verferauschendes Gedicht des alle Zeiten und Völker durchschreitenden Emanuel Geibel gelernt:

Bei Kap Misenum winkt ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus,

das den Tod des Liberius schildert, der sterbend in ohnmächtigem Borne das Szepter der Cäsaren aus dem Fenster wirft, wo es einen blonden deutschen Kriegsknecht aus seltsamen Träumen weckt?

Von der einstigen römischen Pracht am Berg und um den Berg ist nicht mehr viel zu sehen; schwache Überreste von Thermen, von einem Theater sind vorhanden, überwuchert und durch den Gang der Zeiten völlig zerstört und unkenntlich geworden. Der Kriegshafen des Agrippa, der den rasch versandeten, welchen Augustus am Uverner- und Lucrinersee angelegt hatte, ersetzen mußte, dient zwar heute noch militärischen Zwecken, liegt aber dennoch ziemlich einsam und verlassen da. Es waren andere Zeiten, als hier Plinius im Jahre 79 den Vesuv ausbrach sah, bei dem sein väterlicher Oheim, der ältere Plinius, kaiserlicher Flottenkommandant in Misenum, auf seiner Hilfsexpedition in Stabiae den Tod fand.

Mächtiger als alle Zeugen des Altertums hier zu wirken vermöchten, wirkt die gewaltige und vielgestaltige Natur, und leicht weilt man bis zum Abend in der Bergeseinsamkeit. Das Meer schimmert, und über die brandende Fläche tragen Wogenkämme schäumende Kränze. In den Seen, Golfen, Buchten leuchtet das Wellenblau. Über den Wassern ziehen helle Abendwolken mit goldenen Säumen, und im Westen steht der Vesuv rot im scheidenden Lichte.

L'Arrabiata.

Novelle von Paul Heyse.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Über dem Vesuv lagerte eine breite graue Nebelschicht, die sich nach Neapel hinüberdehnte und die kleinen Städte an jenem Küstenstrich verdunkelte. Das Meer lag still. An der Marine aber, die unter dem hohen Sorrentiner Felsenufer in einer engen Bucht angelegt ist, rührten sich schon Fischer mit ihren Weibern, die Röhne mit Netzen, die zum Fischen über Nacht draußen gelegen hatten, an großen Lauen ans Land zu ziehen. Andere rüsteten ihre Barken, richteten die Segel zu und schleppten Ruder und Segelstangen aus den großen vergitterten Gewölben vor, die tief in den Felsen hineingebaut über Nacht das Schiffsgerät bewahren. Man sah Keinen müßig gehn; denn auch die Alten, die keine Fahrt mehr machten, reihten sich in die große Kette derer ein, die an den Netzen zogen, und hie und da stand ein Mütterchen mit der Spindel auf einem der flachen Dächer, oder machte sich mit den Enkeln zu schaffen, während die Tochter dem Manne half.

Siehst du, Rachel? da ist unser Padre Cu-

rato, sagte eine Alte zu einem kleinen Ding von zehn Jahren, das neben ihr sein Spindelchen schwang. Eben steigt er ins Schiff. Der Antonino soll ihn nach Capri hinüberfahren. Maria Santissima, was sieht der ehrwürdige Herr noch verschlafen aus! — Und damit winkte sie mit der Hand einem kleinen, freundlichen Priester zu, der unten sich eben zurechtsetzte in der Barke, nachdem er seinen schwarzen Rock sorgfältig aufgehoben und über die Holzbank gebreitet hatte. Die Andern am Strand hielten mit der Arbeit ein, um ihren Pfarrer abfahren zu sehen, der nach rechts und links freundlich nickte und grüßte.

Warum muß er denn nach Capri, Großmutter? fragte das Kind. Haben die Leute dort keinen Pfarrer, daß sie unsern borgen müssen?

Sei nicht so einfältig, sagte die Alte. Genug haben sie da und die schönsten Kirchen und sogar einen Einsiedler, wie wir ihn nicht haben. Aber da ist eine vornehme Signora, die hat lange hier in Sorrent gewohnt und war sehr krank, daß der Padre oft zu ihr mußte mit dem Hochwürdig-